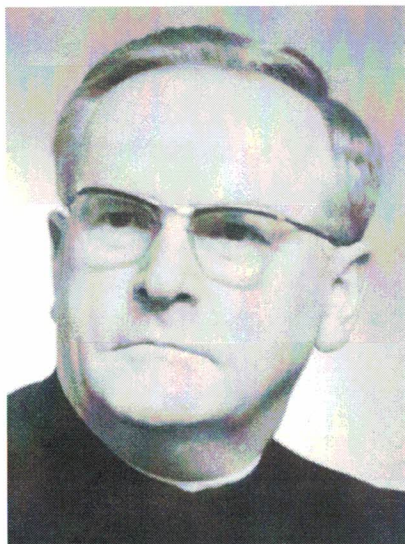


Dr. P. Sigisbert Frick (1911—1993)



Oft hat unser Pater Sigisbert über Leben und Sterben gepredigt, eindrücklich und wortgewaltig. Er hat da gerne die Verse aus dem Psalm 90 zitiert: «Unser Leben währt siebzig Jahre, wenn es hoch kommt, sind es achtzig.» Hat er damals, auf der Höhe seiner homiletischen Wirksamkeit in der lebensfrohen Klosterkirche von Muri geahnt, was die Jahre über achtzig bringen können? «Wir beenden unsere Jahre wie einen Seufzer.»

Und auch wir hätten es kaum glauben wollen, dass dieser Renaissance-Hüne mit den kantig

gemeisselten Gesichtszügen einer Michelangelofigur einst so zerfallen werde und monatelang im Pflegeheim in Raten sterben müsse; immer sterbend und doch weiterlebend.

Die irdische Laufbahn begann am 17. November 1911 in Wil, St. Gallen. Sein Vater, Karl Albert Frick, war Landwirt und Viehhändler. Er starb früh, als Paul, sein Jüngster, noch die Schulbank drückte. Die Mutter, Maria, eine appenzellerische Fässler, führte die Landwirtschaft zuerst noch weiter. Sie zog dann mit ihrem Jüngsten nach Disentis, wo Paul das Klosterschulhaus besuchte. 1930 kam er nach Sarnen in die sechste Gymnasialklasse, während Frau Frick weiterhin in Disentis wohnte. Schon nach einem Jahr, zwei Jahre vor der Matura, wie es damals Frühentschlossene taten, trat er in Muri-Gries ins Noviziat ein. Mit ihm traten noch zwei St. Galler über die Schwelle der Klausur: Paul David aus Gossau, der spätere Pater Notker, und Josef Eberle aus Gams, als Pater Maurus viele Jahre Prior in Sarnen. Die beiden Konvizen des Paul Frick hatten die Matura bereits hinter sich gebracht und so war der Novize Paul Frick wieder der jüngste. Aber er behaup-

tete sich und war überzeugt, dass sein Heimatdorf, die Äbtistadt Wil, alle St. Galler Dörfer — Gossau nicht ausgenommen — an Bedeutung und Kultur weit überragte.

Dass Paul anlässlich der Profess den Namen Sigisbert erhielt, war eine Hommage des Abtes Alphons Maria Augner an die Abtei Disentis, wo von 1888—1916 der Muri-Grieser Pater Benedikt Prevost Abt war. Abt Benedikt Prevost hat das Alpenkloster aus einer schweren Krise gerettet und, von staatskirchlichen Fesseln des Kantons Graubünden befreit, zu neuer Blüte gebracht. Der Münstertaler wurde der zweite Gründer von Disentis. Sein Bruder, P. Karl Prevost, war von 1887—1907 Rektor des Kollegiums Sarnen.

1932 kam Frater Sigisbert wieder nach Sarnen ins Lyzeum, um 1934 seine Gymnasialzeit mit der Matura zu krönen. Die Theologie studierte er wieder an unserer Hausschule im Kloster Gries. Am 29. Juni 1927, dem Festtag seines Namenspatrons Paulus, feierte er in der Stiftskirche Gries Primiz. Ein Jahr später, nach Abschluss des Theologiestudiums, wurde er Cooperator (Pfarrhelfer) in der vom Kloster betreuten Bergpfarrei Afing. Mit welchen Gefühlen der junge Vikar den Tschöggelberg hinaufstieg — Autostrassen gab es noch keine — ist schwer zu sagen. Sicher wollte er dort nicht ein Leben lang verbauern und versauern. Aber Afing wurde dann doch seine erste Liebe, und die Wirkung war nachhaltig. In anspruchsvolleren und schwierigeren Tätigkeiten malte er später allzu gerne die Idylle von Afing aus. Sein Nostalgie-Afing war ein idealisiertes Bergdorf im leuchtenden Abendrot der Dolomiten.

Diese erste Liebe dauerte nur ein gutes halbes Jahr. P. Sigisbert hatte seinen Abt gedrängt, dass er ihm einen Sprachaufenthalt in Italien verordnete. Das legte für die Zukunft noch nichts fest. Italienisch sollte man auch für die Pastoration im Südtirol beherrschen. Die Südtirol-Alto-Adige-Politik des Duce Benito Mussolini forderte das gebieterisch.

Padre Sigisberto kam zum Sprachstudium nach Siena und wohnte im Kloster der Karmeliter. Siena, die Toskana, war für ihn eine Offenbarung und wurde in kalten, nassen Wintern das Land der Sehnsucht. Immer wieder wurde Siena in heissen Sommerferien sein Absteigequartier, und die Carmelitani bereiteten ihm immer einen südländisch herzlichen Empfang. Das kann man gar nicht beschreiben; denn alle Superlative sind zu blass.

Mit seinem Italienischstudium in Siena hatte sich Pater Sigisbert doch eine Brücke nach Sarnen gebaut. Im Herbst 1939 — der Zweite Weltkrieg hatte schon begonnen — begann seine Tätigkeit in Sarnen mit einem für einen Anfänger reichlich dotierten Arbeitspensum. Er lehrte in seinem ersten Professorenschuljahr auf der Unterstufe Deutsch, Italienisch, Englisch als Freifach und Stenographie. Schon 1939 ist Pater Sigisbert im Jahresbericht als Leiter des Kollegitheaters ausgewiesen. In der Fasnacht 1940 ging «Feurige Kohlen» über die Bretter. Das war ein gemütsvolles, von reichem christlichem Ideengehalt getragenes Schauspiel des Disentiser Klosterdichters Pater Maurus Carnot.

Dann aber war es für lange Zeit aus mit der Gemütlichkeit. Theatersaal und Turnhalle und auch die breiten und hohen Schulgänge im Gymnasium wurden von der eidgenössischen Kriegsvorsorge beschlagnahmt. Überall türmten sich Kisten, gefüllt mit Teigwaren, Reis, Kakao und etwas Undefinierbarem, das man Militärschokolade nannte. Auch die Turn- und Spielplätze waren zu Kartoffeläckern geworden. Aber Not machte in diesen Jahren der Bedrohung und der Einschränkung erfinderisch. In der Fasnacht 1942 war der grosse Studiensaal der Externen zum Theatersaal umfunktioniert. Das Präfektenbüro hinten war Kulissendepot und Aufenthalt für Spieler, die auf ihren Auftritt warteten. Der eintretende Zuschauer musste sich durch einen engen Pass an der Bühne vorbeidrücken. Gespielt wurde «Der Tod der Schweizergarde von Paris» von Franz Heinrich Achermann. F. H. Achermann war zu unserer Studentenzeit wohl der meistgelesene Romanautor der Studentenbibliothek. Achermann, Pfarrhelfer in Kriens, war Altsarner und pflegte mit den Senioren unserer Patres gute Kontakte. «Der Tod der Schweizergarde» kam gut an. Die Kriegsjahre waren eine patriotische Zeit. Alle jungen Männer fühlten in ihrer schmalen Männerbrust Heldentum. Franz Heinrich Achermann, der Erfolgsautor spannender Volksromane, kannte auch als Dramatiker die richtigen Mittel für Spannung und Rührung.

Schon im Sommer 1941 hatte der Theaterdirektor patriotische Kost geboten. Im Jubeljahr «650 Jahre Eidgenossenschaft» machte sich das ganze Kollegium zur Rütlifahrt auf. Im Jahresbericht 1940/41 spürte man beim Berichterstatter, dem damaligen Rektor Bernard Kälin, immer noch Rührung und Ergriffenheit. Wie anders – völlig unter-

kühlt — waren da die Emotionen im Jubeljahr 1991, wenn man da noch von Emotionen reden kann. Der Bericht von Rektor Bernard hat heute Quellenwert. Wir lassen ihn hier folgen: «Nach der herrlichen Fahrt über den Vierwaldstättersee von Luzern ins Rütli hielten wir gleich nach unserer Ankunft auf der denkwürdigen Wiese, die mit Recht als die Wiege der schweizerischen Freiheit und Unabhängigkeit bezeichnet wird, unsere patriotische Feier. In deutscher, französischer und italienischer Sprache wurde den Gefühlen von jugendfeuerigem Patriotismus mit rhetorischem Schwung, aber auch in poetisch beschwingter Form Ausdruck verliehen und beim Absingen einiger unserer schönsten Vaterlandslieder die Freude an unserem schönen Lande und an den Grosstaten seiner Väter erhöht. Den Höhepunkt erreichte aber unsere Feier bei der Aufführung der Schillerschen Rütliszene. Es war ein feierlich eindrucksmächtiger Augenblick, und es klang wie ein tieferstes Gelöbnis, als gegen Ende der Szene die ganze eidgenössische Landsgemeinde die Schwurfinger erhob und sichtlich ergriffen Pfarrer Rösselmann die Worte nachsprach: «Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr...»

1943 konnte wenigstens die Turnhalle wieder benutzt werden. Über die Fasnachtszeit diente sie aber nicht der Gymnastik. Sie war Musentempel geworden und das Engagement für die Schönen Künste war gross. Der Kapellmeister, Pater Ivo Elser, brachte «Die Jahreszeiten» von Joseph Haydn zur Aufführung. Pater Sigisbert, der Schauspieldirektor, bot die Dialektkomödie «s' Testamänt», ein gefälliges Stück mit viel Situationskomik. Als Schauspiel ging «Tell» von P. Schoeck über die Bühne. Schoecks «Tell» wäre als Alternative zu Schillers «Wilhelm Tell» interessant. Schoeck wird der heutigen historischen Auffassung über die Gründungsgeschichte eher gerecht als Friedrich von Schiller. Schoeck hat es auch zustande gebracht, die Einheit von Ort, Zeit und Handlung herzustellen. Doch das ist gerade die Schwäche des Stückes. Es ist ein reines Dialogtheater. Doch das war nicht das schlimmste: das patriotische Publikum empfand diesen «Tell» als vaterländische Ketzerie. So sakrosankt war Schillers «Wilhelm Tell» geworden — eine helvetische Uroffenbarung.

Dann kam unter Pater Sigisberts Regie für Jahre die Shakespeare-Welle. Das führte ab und zu Diskussionen und Kontroversen über den Bildungswert des Schultheaters — Klassiker oder jugendgerechte

Autoren. Gegen solche pädagogisch-psychologischen Argumente blieb Sigisbert immun. 1948 brachte P. Sigisbert — er stand damals vor dem Doktorat — ein ganz verschollenes Federer-Drama «Thomas Becket» auf die Bühne. Dieser dramatische Versuch war eine Jugendsünde des Dichters. Es war einmal für die Kollegibühne Sarnen geschrieben worden. Linus Birchler, Professor für Kunstgeschichte an der ETH und selbsternannter Kulturpapst der Innerschweiz, empfand es als Blasphemie, dass man Federer mit bereits verschollenen dramaturgischen Versuchen an den Pranger stelle. Linus Birchler trug zwar keine Tiara, aber seine Bannflüche aus dem Mittelalter dröhnten und donnerten. In der damals von Hermann Odermatt redigierten Kulturbeilage der «Neuen Zürcher Nachrichten» erschien die Bannbulle des bekannten ETH-Professors. Die Zeitung ging bei uns Studenten von Mann zu Mann, verborgen und versteckt wie ein Buch, das auf dem römischen Index stand.

1945 waren die Patres Pirmin, Ludwig und Michael als Neodoktoren ans Kollegium zurückgekehrt. Nun durfte auch Pater Sigisbert nach Freiburg ins Studium. Er konzentrierte sich auf Deutsch und Italienisch. Für eine Dissertation hatte ihm sein Schulfreund, Dr. jur. Heinrich Stockmann, die Federerbriefe aus dem Familienarchiv der Stockmann vermittelt. Der Kunstmaler Anton Stockmann war ein Studienfreund Heinrich Federers. Mit Stockmann pflegte Federer einen ausgedehnten Briefwechsel über viele kulturelle Themen. Auch Anton Stockmanns Bruder Alois, Jesuit und Goethe-Spezialist, war Federers Briefpartner. Diese sehr umfangreiche Briefsammlung konnte Pater Sigisbert als erster auswerten. Der Dissertand hatte auch Zugang zum Federer-Nachlass, den des Dichters Schwester, Frau Pauline Spillmann-Federer, aufbewahrte.

In Freiburg hatte sich Pater Sigisbert besonders für Paolo Arcari, den Professor für italienische Sprache und Literatur, begeistert, während er zu Professor Ernst Alker, Ordinarius für neuere deutsche Literatur kaum Zugang fand. Professor Alker war ein wandelndes Lexikon, vollgestopft mit Einzeldaten. Begeisterung wecken konnte Alker kaum. Seine Vorlesungen waren eine Auslegeordnung von subtilen Details. Pater Sigisbert wollte seine Studien auch nicht ausdehnen. Da gaben die Oberen in Sarnen von damals eindringliche Mahnungen. So fürchtete Sigisbert wohl nicht unbegründet, dass es mit Alker eine

lange und mühsame Redaktion der Dissertation geben könnte. Da fand er mit Paolo Arcari einen genialen Dreh. Die Dissertation bekam den Titel «Heinrich Federer und Italien», und der schon betagte Paolo Arcari kam mit Sigisbert Frick noch einmal zu Doktor-Vaterfreuden. Dass der Senat noch sein placet gab, eine deutsch geschriebene These als italienisch anzusehen, war für Arcari ein totaler Sieg.

«Heinrich Federer und Italien» ist eine Dissertation, die man ohne grosse Kraftanstrengung lesen kann. Die Federer-Briefzitate sind thematisch geordnet und organisch zusammengewoben. Für Pater Sigisberts Lebenswerk, Federer vom Schicksal des Vergessenwerdens zu retten, war es eine gute Grundlage, zumal die Buchausgabe sich mit Holzschnitten von Giuseppe Haas-Triverio auch ansprechend präsentierte. Für Sigisbert war seine Dissertation ein vielversprechender Anfang. Das Dissertationsthema wurde nicht, wie das so oft vorkommt, aufs Eis gelegt. Er hat durch Jahrzehnte für Heinrich Federer geworben durch Vorträge und Aufsätze, die Betreuung der Neuauflagen der Federer-Werke im Rex-Verlag Luzern und durch eine Reihe sehr interessanter Briefeditionen. Diese verdienstvolle Tätigkeit wurde 1966 mit dem Innerschweizerischen Kulturpreis geehrt.

Pater Sigisbert war ein engagierter Schulmeister. Er war nicht zufrieden, wenn der Schüler den Lehrervortrag schlecht und recht rekapitulierte, und er liebte ausgiebige und blumige Aufsätze. Er wollte spüren, dass der Student mitging, Begeisterung zeigte. Dazu musste er allerdings die Dinge durch des Lehrers Brille sehen. Der Hüne mit Charakterkopf und intensiv blonden Haaren hatte ein feuriges Temperament. Es war gut für ihn, und nicht nur für ihn, dass er Samstag/Sonntag auf seelsorglichen Aushilfen andere Tapeten sehen konnte. Sigisbert war ein beehrter und wortgewaltiger Verkünder des Wortes Gottes, und es gab viele Fans, die den Bossuet von Sarnen (oder war es ein Abraham a Sancta Clara?) bewunderten. Auf hohen Kanzeln fühlte er sich wohl. Er nahm aber auch die Predigtvorbereitung genau und ernst. Der Pater plauderte auf der Kanzel nicht, es war wohl-vorbereitete und klar formulierte Rede. Doch Pater Sigisbert war auf Echo angewiesen. Pfarrer, die am Mittagstisch die Predigt mit keinem Wort erwähnten und nur vom Wetter sprachen, liebte er gar nicht. Die Sonntagsaushilfe, auch wenn sie noch so streng und aufreibend war, war Erholung.

Abwechslung war für ihn auch in grösseren Zeitabschnitten typisch, um nicht zu sagen therapeutisch notwendig. In den Sommerferien suchte er sie auf Auslandsreisen. Die Klöster Bayerns und Österreichs waren ihm alle bekannt. Italien bereiste er auf Federers Spuren. Auf diesen Reisen hatte er gerne einen Mitbruder als Gesellschafter und als Famulus. Das ging ganz gut, wenn man den süddeutschen Barock mit seinen Augen sah und Heinrich Federers «Umbrische Reise-geschichtlein» kannte. Von seinen eigenen Reise-geschichten zehrte er dann wieder viele graue Wintermonate hindurch.

Sigisbert war aber nach einigen Jahren am selben Ort von einer eigenartigen Unruhe erfasst. *Stabilitas Loci* – Beständigkeit an einem Ort – fiel ihm augenscheinlich schwer. Nach seinem Doktorat 1948 blieb er nur bis zum Herbst 1953 in Sarnen. Dann übernahm er im Kloster Gries eine neue, für das Kloster ungewohnte Aufgabe. Es gab damals aus dem Südtirol eine Anzahl Novizen, die noch Matura machen sollten. Nun dozierte ihnen Sigisbert deutsche und italienische Literatur, während der Stiftsarchivar, Pater Adelhelm Rast, sich von Ambrosius und Augustinus auf Vittorio Emmanuele und Giuseppe Garibaldi umorientieren musste.

Für uns Fratres in den oberen Kursen war Sigisbert Lehrer der Homiletik – geistliche Rhetorik. «Übung macht den Meister» war seine Losung. Wir standen bald vor dem Ernstfall. Schwieriger als die frommen Gläubigen waren die Mitbrüder, die auf allen Emporen klebten und an uns Anfängern ihre Freude hatten, die man nicht als rein geistlich einstufen kann. Nach jeder Predigt kam, wie es sich gehört, die Manöverkritik, gleich in doppelter Auflage. Auch der Herr Dekan als Fraterinstruktor fühlte sich verpflichtet, die Ausbildung seiner ihm Anvertrauten zu fördern.

Als die Tiroler Fratres ihre gymnasiale Ausbildung vollendet hatten, lechzte Pater Sigisbert wieder nach Schweizerluft. Er kam nach Muri und bahnte dort für unser Kloster den Pfad zur Heimkehr ins Hospiz, das 1966 feierlich dem Kloster Muri-Gries übergeben wurde. In diesen Jahren liess sich unser Klosterkundschafter ein *Ex Libris* drucken. Die Aufschrift lautete «*Ut reaedificentur muri*» (dass die Mauern – Muri – neu errichtet werden).

In Muri war der nun wieder ortsansässige Benediktiner sehr geschätzt, und besonders die Akademiker fühlten sich von ihm angesprochen.

Doch darf man das nicht elitär und exklusiv ausdeuten. Mit der Neubelebung der Leontius-Verehrung wirkte er auch sehr volkstümlich.

Und dann hatte er auf einmal wieder genug Pfarrseelsorge. Es drängte ihn zurück nach Sarnen. «Auf den Knien würde ich kommen» hat er damals dem Rektor Pater Bonaventura geschrieben. Und er kam zum Beginn des Schuljahres 1961/62. Wiederum lehrte er deutsche Literatur – allerdings wurde der Bogen nun weitergespannt – Weltliteratur hiess sein Pensum. Die russischen Epiker des 19. Jahrhunderts gehörten dazu, Henrik Ibsen und Selma Lagerlöf, Sigrud Undset und besonders gefeiert Alessandro Manzoni. Auch im Theater kamen nun viele moderne Dramatiker der Weltliteratur zum Zuge. Sigisbert wagte nun auch kühn das Experiment. Wer zu kritisieren wagte, musste hören, dass er im letzten Jahrhundert stecken geblieben sei.

Mit 67 Jahren setzte er seiner Lehrtätigkeit ein Ende. Und nochmals wagte er den Aufbruch zu neuen oder eher ganz alten Ufern. Er zog zur Aushilfe ins kleine Priorat Fischingen, wo er mit offenen Armen aufgenommen wurde. Seine Mitarbeit in der Seelsorge und sein Mitbeten im dünnen Chor war da geschätzt. Fischingen, das Tannzapfenland, liegt nahe bei seiner Heimatstadt Wil. Die Heimat hatte ihn wieder – aber es war nicht mehr die Heimat seiner Jugendzeit.

Schon 1979 kehrte er dem Land, wo die dunklen Tannen rauschen, den Rücken. Es folgte sein zweiter Neubeginn in Muri. Auch da musste er die schon gewohnten Enttäuschungen erfahren. Das Muri von 1980 war nicht mehr das Muri von 1959. «Die alten Strassen noch, die alten Gassen noch...» er erlebte das, was man als Emigrantenschicksal bezeichnet. Wer nach Jahrzehnten zurückkehrt, findet einen Ort nicht mehr im Zustand des Abschieds. Auch in Muri waren die Uhren während zwanzig Jahren nicht stillgestanden, und die Freunde von einst waren alt und müde geworden.

Das letzte Jahrzehnt in Muri war immer mehr Mühsal und Beschwer. Zusehends versagten die Kräfte. Pater Sigisbert wurde vergesslich und ungewollt unzuverlässig. Immer mehr schwand die Erinnerung. Die einst so kraftstrotzende Eiche war ein dürrer Stamm geworden mit nur noch wenig dünnen Zweiglein. Das war nun ganz aus dem Stegreif seine letzte Predigt, die er uns gehalten hat – über die Hinfälligkeit des Lebens. Und auch diese Predigt machte Eindruck.

P. Leo